



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

buch für unecht und behandle es zugleich als echt. Daß Bier durch Zusätze verfälscht und dennoch Bier sein kann, sollte man in Nürnberg doch wissen, und der Zusatz in dem Berichte Bismarcks „in der Form wie es vorliegt“ hätte den „Dr. jur.“ darauf aufmerksam machen können, daß nicht die Echtheit der ganzen Publikation angezweifelt wurde. Dieser Zusatz ist auch in demselben Blatte enthalten, in dem Leitartikel völlig ignoriert, und dieses Bröbchen von freisinniger „Logik“ und freisinniger Wahrhaftigkeit dünkt uns recht bezeichnend.

Auch die „Frankfurter Zeitung,“ die doch sonst klüger ist als die verschiedenen Mundstücke des Herrn Regierungsassessors a. D. und Reichskanzlers in partibus, sah sich gemüßigt, eine Lanze für die Echtheit des Tagebuches zu brechen. Die Unechtheit müsse erst bewiesen werden! Natürlich, welches Gewicht hat eine Erklärung Bismarcks gegenüber der eines Unbekannten? Denn damals hatte sich der Einsender noch nicht gemeldet. Und Dr. Rodenberg sei ein Nationalliberaler, werde also nicht zu einer Fälschung, die der Regierung unangenehm sei, die Hand geboten haben. Als ob das irgend jemand ihm schuld gegeben hätte! Er und der Verleger der Rundschau haben erklärt, in der Publikation nichts Bedenkliches gefunden zu haben. Das spricht freilich nicht für ihren politischen Blick. Indessen läßt sich auch der Fall denken, daß einem Redakteur ein Beitrag angeboten würde, dessen Veröffentlichung niemand Nutzen bringen, aber zuverlässig „Sensation“ machen müßte, und daß er so rechnete: Bringe ich die Sache nicht, so thut es einer von meinen Konkurrenten, weshalb soll ich mir einen solchen Bissen entgehen lassen, da ich die Publikation doch nicht hindern kann? Das ist eine von den unseligen Folgen der Entwicklung des Journalismus zu einer Industrie wie andre mehr.

So viele freisinnige Blätter wir in den Tagen nachgelesen haben, in keinem eine Spur der Einsicht, daß der Einsender der Tagebuchauszüge nur dann seine Absicht erreicht hätte, wenn diese gewesen wäre, das deutsche Volk über den frühen Hingang des zweiten Kaisers zu trösten. Sind die Sinne wirklich so tot, oder ließ die Hoffnung, den Reichskanzler ärgern und verkleinern zu können, keine ruhige Prüfung zu? Das Toben der „führenden“ Blätter scheint zu verraten, daß man zu spät erkennt, auf welcher Seite die staatsmännische Ueberlegenheit war, und wem das deutsche Volk mehr zu Danke verpflichtet ist.

## Litteratur.

Beiträge zur Geschichte des Krieges von 1870. Von Alfred Darimon.  
Autorisirte Uebersetzung. Hannover, Hellwingsche Verlagsbuchhandlung, 1888.

Der Zweck dieser Schrift ist der, die Denkwürdigkeiten des Herrn von Beust zu berichtigen, und nachzuweisen, daß Frankreich im Jahre 1870 Grund hatte, für den Fall des Krieges auf die Bundesgenossenschaft Oesterreichs und Italiens zu rechnen. Der Verfasser hat in seiner Stellung als Deputirter des Kaiserreichs nähere Fühlung mit der französischen Diplomatie gehabt und benutzt dieses Verhältniß, um Dokumente aufzudecken und zu bezeichnen, die dem Geschichtsschreiber von Wert sein können. Die Ansichten Darimons zeigen starke Widersprüche. In der Einleitung wird versichert, daß Gramont, als er die Kandidatur Hohenzollern

aufgriff, nicht im entferntesten an Krieg, sondern nur an eine kleine persönliche Demütigung des „Herrn von Bismarck“ gedacht habe. Das erste Kapitel weist aber nach, wie Frankreich seit 1867 wiederholt bemüht war, mit Oesterreich ein Kriegsbündnis zu schließen. Noch im Juni 1870, wo Gramont das Auswärtige leitete, war die sogenannte Mission Lebrun auf diesen Zweck gerichtet. Interessant ist, daß Darimon sich der Kurzsichtigkeit anklagt, weil er 1863 Abrüstungsanträge gestellt und 1867 gegen die Armeearganisation gestimmt hat.

Der Uebersetzer hätte nicht nötig gehabt, wegen dieser Veröffentlichung einer Darstellung aus gegnerischem Lager entschuldigende Worte zu machen.

Des seligen Bruder Hermann aus Lehnin Prophezeiung über die Schicksale und das Ende der Hohenzollern. Von Johannes Schrammen. Köln, A. Mhn, 1887.

So oft sich über dem Hohenzollernhause Wolken ballen und das ungebildete Volk den Unglücksraben zu lauschen beginnt, werden in den Spinnstuben, Vorstadt-kneipen, in allen den Lokalitäten, wo die Klatschbasen und die Kannegießer haufen, und wohl auch in der dorthin gehörigen Presse mystische „Propheetengestalten“ lebendig. Während der Kriegsjahre 1866 und 1870 war die Rolle eines solchen dem „alten Schäfer Thomas“ anvertraut; bei Gelegenheit der Erkrankung des Kronprinzen, des nachmaligen Kaisers Friedrich, beim Tode Wilhelms I. trat der „Mönch von Lehnin“ wieder in seine ältern und stärkern Rechte. Der erste der letztgenannten beiden Fälle hat den Verfasser der obengenannten Schrift veranlaßt, der Weissagung von Lehnin zu Leibe zu gehen. Schrammen weist mit fast zu viel Gründen nach, daß diese Prophezeiung nicht aus dem 13. Jahrhundert stammen kann, sondern erst am Ende des 17. zurecht gemacht worden ist. Der wahrscheinliche Verfasser ist ein Renegat, Namens Adam Fromm.

Der „Bruder Hermann“ ist schon früher auf wissenschaftlichem Wege mehrmals hingerichtet worden. Er wird bei passender Gelegenheit auch trotz Schrammen wieder auferstehen. Der Aberglaube hat ein zähes Leben. Warum aber der „Mönch von Lehnin“ sich so besonders schwer umbringen läßt, das hat seine Gründe, auf die der Verfasser mit ein paar Worten hätte hinweisen können. Dieser Mönch bringt der Menge eine doppelte und dreifache Ehrfurcht bei: durch die lateinische Sprache, durch die Vieldeutigkeit seiner unsinnigen Aussprüche und durch die Verwendung biblischer, meist aus der Offenbarung geschöpfter Bilder. Den Inhalt, die Entstehung und den Zweck des Nachwerkes legt Schrammen gut dar. Auch in ruhigen Zeiten wird man das Schriftchen als einen Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens und der Fälschung von Urkunden mit Interesse lesen.

Dramaturgie der Oper. Von Heinrich Vulkhaupt. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1887. 2 Bde.

Dieses Buch hat die Bedeutung eines grundlegenden Werkes. Es führt eine Methode ein, die ebenso neu als einfach ist. Auf einem Felde, dessen Betrachtung, Beschreibung und Beurteilung jahrzehntelang und länger als die ausschließliche Sache von besonders Eingeweihten, von Feinschmeckern, Geheimnissträbern gegolten hat, auf einem Felde, auf dem blinde Schwärmerei und die verworrenste Theorienmacherei zu Hause waren, auf diesem Felde setzt Vulkhaupt mit seiner Dramaturgie den gesunden Menschenverstand wieder in seine Rechte ein. Das Wesen und der Kern von Vulkhaupt's Verfahren besteht darin, daß er die Opern als Dramen prüft, und darnach in erster Linie beurteilt, was gut und schlecht ist. Unbewußt stimmt

der Verfasser darin mit der Theorie Richard Wagners, und beide stimmen mit dem Gange der Geschichte überein. Denn die Hellenisten von Florenz erfanden die Oper nur, weil sie hofften, durch Hinzunahme der Musik das gesunkene italienische Drama ihrer Zeit zu heben und auf eine Stufe zu bringen, wie sie die antike Tragödie eingenommen hat. Das Textbuch, das libretto, wie man früher sagte, ist immer das Erste gewesen. Der Zustand der Operndichtung hat für Verfall und Blüte der Opernmusik zu allen Zeiten den Ausschlag gegeben, und alle großen Komponisten, welche die Gattung reformirten, bauten ihre Reformen darauf, daß sie Vernunft in die Dichtung brachten. Es ist merkwürdig zu sehen, daß sich hierbei stets derselbe Prozeß wiederholt hat: Am Anfange der betreffenden Perioden stehen immer Opern mit ganz einfachen Handlungen. Die Akte sind arm an Verwicklung und begnügen sich mit einer oder mit wenigen großen Situationen, deren Empfindungsgehalt zum Weilen und zum musikalischen Ausklingen zwingt. Dann kommen die Anekdotenkrämer — heißen sie nun Aureli oder Scribe — und pflöpfen die Dramen mit Intriguen und Knalleffekten voll, bis schließlich jeder Anhalt für die Tonkunst und für den menschlichen Verstand überhaupt verloren ist. In solchen Augenblicken tritt dann immer heiligen Bornes voll der starke und helle Künstler auf, den Wust zusammenzuschlagen und wieder mit einem Neubau einfachster Natur von vorne anzufangen. Wie nun in der Kritik der Oper der dramatische Standpunkt der vornehmste und richtige ist, so ist er auch der, auf den sich jeder normale und gebildete Mensch ohne weiteres stellen kann. Den Gang, den Bulthaupt von ihm aus durch die Litteratur unternimmt, kann jedermann mitthun. Er erscheint allen als der natürliche Weg; die meisten wird es dabei wie eine Erleuchtung überkommen, und das frohe Gefühl wird sie durchströmen, daß sie diesen Zustand der Sache, wie ihn der Verfasser zeigt, immer selbst geahnt, aber nicht den Mut oder die sonstigen Mittel besessen haben, bis zu derselben klaren Erkenntnis durchzudringen.

Außer der glücklichen Methode bringt Bulthaupt seinem Thema gegenüber aber noch mehrere Vorzüge mit, die den Wert seiner Arbeit steigern: eine vorzügliche Kenntnis des Bühnenwesens, der dramatischen Litteratur, und was die Oper insbesondere verlangt, musikalische Empfindung und Bildung. Infolgedessen beherrscht er nicht bloß den Plan der einzelnen Stücke, sondern auch das ganze System, zu dem sie gehören, ist im Stande, in alle Einzelheiten einzudringen und sie zu prüfen. Auch die Fachleute in der Oper, die Sänger, Regisseure, selbst die Kapellmeister, werden dieser Dramaturgie manchen vorzüglichen praktischen Wink entnehmen können und häufig über den ganzen Organismus einzelner Opern oder Teile derselben ein neues Licht verbreitet finden. Es ist schade, daß Bulthaupt nur Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Meyerbeer und Wagner behandelt hat. Den letzten beiden ist der zweite Band allein gewidmet. Andre Meister werden nur gestreift. Wir hoffen aber, daß der Verfasser seine Arbeit über das ganze Opernrepertoire der Gegenwart erstrecken wird.

Eine Geschichte der Oper hat Bulthaupt weder geben wollen noch können. Soweit er sie berührt, folgt er fremden Autoritäten und übernimmt von ihnen wohl auch Irrtümer, die bisher noch nicht öffentlich wiederlegt worden sind. So lesen wir auf Seite 7, daß die Einlagen, die Caccini zu Peri's „Euridice“ geschrieben hat, dem kolorirten Gesange Konzessionen machen sollen. Der Vater dieses Märchens ist E. D. Lindner. Seite 9 wird Durante unter den hervorragenden Opernkomponisten aufgeführt — Durante, der keine Zeile für das Theater geschrieben hat. Für diesen Voch ist Niehl verantwortlich. Lully's Verhalten gegen Perrin würde Bulthaupt anders dargestellt haben, wenn ihm das Werk von Ritter und Thoinan:

Les origines de l'opéra française bekannt gewesen wäre. Seite 20 finden wir zu unsrer Verwunderung Mozarts „Don Juan“ unter die deutschen Singspiele eingereiht. Wenn die Geschichte der Oper genau und vollständig vorläge, würde der Verfasser auch seine Auffassung bezüglich ganzer Gattungen und Perioden zu berichtigen haben. Da diese Grundlage zur Zeit noch nicht vorhanden ist, kann Vultaupt für die Fälle, wo er gegen sie gefehlt hat, nicht verantwortlich gemacht werden. Uns bleibt nur übrig, zu betonen, daß diese Fälle die Bedeutung seiner „Dramaturgie“ nicht wesentlich beeinträchtigen.

Briefwechsel zwischen Richard Wagner und Franz Liszt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1887. 2 Bände.

Die Bedeutung dieses Briefwechsels ist vom biographischen Gesichtspunkte aus eine ganz außerordentliche. Er wird für die Zukunft die wichtigste Quelle sein, nach der die Entwicklung von Wagners „Musikdrama“ darzustellen ist; sowohl was ihre äußere als ihre innere Geschichte betrifft, giebt er ganz neue Aufschlüsse. Auch für das menschliche Interesse fällt bei der Lektüre dieser Bände viel ab, wenn wir auch nicht den Punkt finden können, von dem aus, wie man behauptet hat, dieser Briefwechsel dem von Goethe und Schiller an die Seite gestellt werden könnte. Viele von den schroffen Zügen Wagners mildern sich in seinen Briefen, der edle Charakter Liszts wächst zu einer bewunderungswürdigen Höhe. Außerordentliches Befremden aber erregt der Umstand, daß in der Korrespondenz dieser beiden hochgebildeten Männer von andern Dingen als Wagnerschen fast gar keine Rede ist. Bei einer zweiten Auflage wäre deshalb sehr um ein einleitendes und aufklärendes Wort des Herausgebers zu bitten.

Im Millionenlande. Satiren für Deutsche. Zweite Auflage. Rostock, Hinstorffs Verlag, 1888. 79 S. 8°.

Zweite Auflage? Wirklich? Wenn das möglich gewesen ist, verzweifeln wir an dem lesenden Deutschland. Die einmalige Veröffentlichung eines solchen Buches ist schon Satire genug auf den Geschmack des Publikums und zugleich Blamage für denselben. Dem Verfasser hat vorgeschwebt, frei nach Montesquieu mehrere Unsitte unsrer höhern Stände zu geißeln. Die Ausführung dieses guten Gedankens ist aber über alle Beschreibung matt, witzlos und unbeholfen ausgefallen. Ein langweiliger Versuchspötker! Daß das Unglücksbuch nur nicht einem Franzosen in die Hände gerät.

Das Stadttheater zu Leipzig vom 1. Januar 1862 bis 1. September 1887.  
Von Georg Hermann Müller. Leipzig, Duncker und Humblot. 1887. 367 S.

Das Buch giebt Personalverzeichnis, Repertoireauszüge, Chronik und Anekdotisches. Die Zahl solcher lokaler Theatergeschichten ist in den letzten Jahrzehnten erfreulicher Weise gewachsen. Von Schauspielern und Direktoren verfaßt, haben sie in der Regel den Hauptzweck, die Erinnerungen der Abonnenten aufzufrischen, können aber auch als Hilfsmittel für die Geschichtsschreibung gute Dienste leisten, wenn sie im statistischen Teil vollständig und genau sind. Der Verfasser zeigt namentlich in der Darstellung der Laubischen Wirren guten historischen Sinn.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.